

Von Julia Knight sind bereits folgende Titel erschienen:
Schwerter und Schwindler – Sterben ist für Anfänger
Legenden und Lügner – Frieden ist für Feiglinge

Über die Autorin:

Julia Knight lebt und arbeitet in Sussex. Sie ist verheiratet, hat zwei Kinder und verbringt ihre Freizeit am liebsten mit Computerspielen oder ihrem Hund, der der heimliche Herr im Haus ist.

JULIA KNIGHT

FECHTER
und
FEIGLINGE

EHRE IST FÜR NARREN

ROMAN

*Aus dem Englischen
von Juliane Pahnke*

KNAUR 

Die englische Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
»Warlords & Wastrels« bei Orbit, London.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de
https://www.facebook.com/KnaurFantasy/



Deutsche Erstausgabe Oktober 2017

Knaur Taschenbuch

© 2015 Julia Knight

© 2017 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Anika Beer

Covergestaltung: Guter Punkt, München

Coverabbildung: Gene Mollica / genemollica.com

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51996-7

2 4 5 3 1

1

Vocho nahm einen kräftigen Schluck aus der kleinen Flasche, wischte sich über die Lippen und schob das Gebräu zurück in die versteckte Tasche seiner Tunika. Es dauerte nicht lange, bis das vertraute, warme und furchtlose Gefühl ihn durchströmte, den Schmerz an seiner Hüfte stillte und die subtileren Qualen in seinem Innern zum Verstummen brachte.

Angemessen gestärkt und betäubt genug, dass er nicht hinkte und damit die Wirkung zerstörte, schlenderte er durch den Kreuzgang und hinaus in den feuchten und nebligen Hof, in dem gleich das Fechttraining beginnen würde. Heute waren die Kleinen dran, Schüler in ihrem ersten Jahr mit blanken kleinen Gesichtern, die sich Vocho dem Großen zuwandten, als er sich für die Unterrichtsstunde bereit machte. Ein Grund mehr, weiterhin den Sirup zu nehmen, sagte er sich. Vocho der Große hinkte nicht und empfand keine Furcht. Er tat alles mit so viel Stil, wie er aufbringen konnte, und er würde weiterhin Vocho der Große sein, selbst wenn es ihn umbrachte.

»Also gut, stellt euch in zwei Reihen gegenüber auf«, sagte er. »Heute geht es um die Fußarbeit, Jungs und Mädels, denn ihr seid alle eine verfluchte Schande.«

Vocho der Große war auch nicht zum Lehren geboren. Diese Kleinen waren so neu und ungeschickt, dass er schier daran verzweifelte. War er früher auch so nutzlos gewesen? Er glaubte es nicht. Außerdem sollte er dort draußen sein und große Heldentaten vollbringen, wie es sein Name verlangte. Nicht den Aufpasser für kleine Kinder spielen und ihnen beibringen, nicht über ihre eigenen Füße zu fallen, wenn sie ein Schwert benutzten. Oder sie dabei beobachten, wie sie versuchten, nicht zu weinen, wenn er die Stimme erhob. Beim Abwischen verrotzter Nasen war für Vocho allerdings definitiv die Grenze des Zumutbaren erreicht.

»Cospel! Ah, da bist du ja. Würdest du etwas gegen die Nase da drüben tun? Bei ihrem Anblick fühle ich mich selbst schon ganz krank.«

Cospel verdrehte die Augen und näherte sich einem der angreifenden Jungen, während er vor sich hin murmelte, er werde »nicht für so was bezahlt«.

»Ich bezahle dich auch nicht fürs Jammern, aber das machst du ja trotzdem.«

Um ehrlich zu sein, langweilten sie sich beide zu Tode. Nicht zu vergessen, dass das hier eigentlich nicht ihr Job war. Kass hätte hier draußen stehen müssen. Sie war die Gildemeisterin – sie hatte in dem entscheidenden Duell geschummelt, davon war Vocho überzeugt, denn das war die einzige Erklärung, wie sie ihn hatte besiegen können, selbst mit seiner angeschlagenen Hüfte. Und als solche sollte sie die verrotzten Kinder hüten und versuchen, aus ihnen gute Duellanten zu machen, nicht er. Aber nach jener kurzen Kraftanstrengung, mit der sie den Titel errungen hatte, und den darauffolgenden Wochen, in denen sie sich in ihre Aufgaben verbissen und die Gilde so geordnet hatte, wie es ihr richtig erschien, hatte schließlich die Trauer übernommen – ein Kampf, den selbst Kacha nicht gewinnen konnte. Sie war immer tiefer in sich selbst versunken, hatte sich immer weiter von ihm entfernt. Vom Leben entfernt, so schien es. Und obwohl es Vocho nichts ausmachte, ein wenig auszuhelfen, hatte er inzwischen so ziemlich alle Aufgaben eines Gildemeisters übernommen, und das, ohne sich im Prestige des Titels sonnen zu können.

Er ließ die Kleinen ein paar grundlegende Manöver ausführen, und auch die versauten sie irgendwie. Während sie übten, blickte Vocho zur Außenmauer hinauf, von der aus man den ganzen Hafen überblicken konnte. Da saß sie wieder. Sie beobachtete die Schiffe, die in und aus dem Hafen fuhren, als hätte sie dieses Schauspiel noch nie gesehen, als wären sie beide nicht an den Docks aufgewachsen. Sie so zu beobachten gehörte zu den unterschwelligsten Schmerzen, gegen die das Gebräu half. Je-

den Tag saß sie auf einem anderen Teilstück der Mauer und huschte herum wie ein Geist. Sie sprach kaum und beantwortete Fragen mit einem schwachen Lächeln, das Vocho immer mehr Sorgen bereitete, je mehr Zeit verstrich.

Und was noch schlimmer war: Mit einer derart in sich gekehrten Kacha blieb es an ihm hängen, die Gilde zu führen. Er gab dabei eine ziemlich erbärmliche Figur ab. Es half auch nicht, dass es ihn juckte, endlich wieder selbst einen Auftrag zu übernehmen, einen, bei dem er ein bisschen glänzen konnte, der dafür sorgte, dass sein Name nicht in Vergessenheit geriet. Aber er und Kass hatten ihre Jobs schon immer gemeinsam erledigt. Alles hatten sie gemeinsam erledigt, und jetzt hatte sie ihn im Stich gelassen, obwohl er sie da oben auf der Mauer sitzen sah.

Ob sie sich nun nach Petri verzehrte oder nicht, es war für Kass an der Zeit, dass sie aus ihren Grübeleien wieder herauskam. Er hatte es versucht, Cospel hatte es versucht, die Hälfte der Meisterduellanten, die Vocho leid waren, hatte es auch versucht. Aber sie lächelte nur und nickte und ging, und dann saß sie wieder auf der Mauer. Das ging jetzt schon seit Monaten so, und etwas Drastisches musste unternommen werden, bevor Vocho entweder den nächsten Schwertmeister ermordete, der sich über eine Trivialität beschwerte, oder er im Rotz eines kleinen Anfängers ertrank. Apropos rotznäsige Anfänger ...

»Bei Gottes verdammten Zahnrädern, Junge«, bellte er. »Du sollst Duellant werden, kein betrunkenen Seemann. Zeig doch mal ein bisschen Stil. Bei aller Liebe ... Cospel, kannst du dafür sorgen, dass er aufhört zu schnüffeln?«

Nach gefühlt drei Jahren war die Unterrichtsstunde vorbei. Die Kleinen hasteten aus Vochos missmutigem Weg, als er aus dem Hof stapfte, fort von dem neugierigen bronzenen Blick der Uhrwerkduellantin. Früher hatte Vocho liebevoll gedacht, sie würde ihn mit Stolz mustern. In letzter Zeit wirkte ihr Blick auf ihn eher wie sanfter Tadel.

Er lief einen Kreuzgang entlang und durch eine Tür, erst

dann gestattete er sich, für einen Moment gegen die Mauer zu sinken. All die Drehungen und Wendungen, wenn er den Kleinen zeigte, wo sie ihre Füße hinstellen mussten, wenn sie zustoßen, einen Angriff abwehren oder eine Finte in einen Hieb verwandeln wollten, mit dem sie ihren Gegner in zwei Hälften spalten konnten; die ganze Fußarbeit forderte ihren Tribut von seiner Hüfte. Nur eines würde ihm jetzt noch helfen. Vocho warf einen Blick aus dem Fenster zu der großen Uhr, die über dem Platz vor dem Beichtstuhl thronte. Noch nicht. Er würde bis, sagen wir, fünf Uhr warten. Seine Hand zitterte leicht bei dem Gedanken, doch er ermahnte sich, nicht so dumm zu sein, und schleppte sich zum Büro des Gildemeisters. Das nominell Kass gehörte, doch offenbar inzwischen ganz in seiner Hand lag, und mit ihm all der Papierkram, der damit einherging.

Seine Schritte verlangsamten sich, als er sich dem Büro näherte, und das nicht nur, weil seine Hüfte inzwischen sang wie ein gefolterter Chorjunge. Das hier war die Gilde der Duellanten, Männer und Frauen, die für Geld ehrenvoll kämpften. Hier ging es um die Drehung der Klinge, um das Funkeln der Sonne auf einem perfekt gesetzten Angriff, um den Ruhm und die Bewunderung, die damit einhergingen. Ruhm und Bewunderung sollten Vochos Meinung nach nie mit so viel Papierkram verbunden sein. Als er das Büro vorhin verließ, hatten sich auf dem Schreibtisch zwei schwindelerregend hohe Papierberge getürmt. Der Uhrwerksgott allein wusste, wie viel ihn bei seiner Rückkehr erwartete. Manchmal dachte er, das sei seine Strafe, und er träumte oft davon, in den knisternden Bündeln aus Papier zu ertrinken, oder wie schwarze Tinte seinen Hals hinabrann, bis er erstickte. Er war Vocho, der große Duellant, nicht der verdammte große Unterzeichner von Papieren. Am liebsten hätte er mit seinem Schwert um sich geschlagen und später die Papierfetzen einfach weggefegt.

Cospel, der die Kleinen fürs Erste zurück in ihre Schlafsäle gebracht hatte, gesellte sich zu ihm.

»Hast du es?«, fragte Vocho. Er wusste selbst nicht, warum er flüsterte, schließlich war offensichtlich er derjenige, der hier für alles die Verantwortung trug.

Cospel zog eine kleine Uhrwerkapparatur hervor, ein Anzün-der neueren Designs, der gerade der letzte Schrei war. Man zog ihn auf, und wenn man den Abzug drückte, kämpften zwei kleine Duellanten aus Bronze in einer winzigen Arena gegeneinander, die Schwerter klirrten aneinander, klick-klack-klick-klack, dass es fast zu einem einzigen Geräusch verschwamm. Sobald ihre Schwerter aufeinandertrafen, stieg ein dicker, gelber Funken auf. Es war nicht sonderlich überraschend, dass es in den Wochen, seit diese Apparaturen so populär wurden, wiederholt zu Brandstiftungen kam, bis Bakar, der Prälat, rund um die Uhr einen Trupp mit der Bekämpfung der daraus resultierenden Feuer beauftragte.

»Gut«, sagte Vocho. »Ich werde nun diesen Papierkram ein für alle Mal erledigen.«

Cospel sagte nichts dazu, doch seine Augenbrauen wirbelten wie missbilligende Windmühlenflügel, und als Vocho Richtung Büro ging, hörte er noch, wie er hinter seinem Rücken etwas murmelte.

Auch von vorn erklang Gemurmel, als sie sich dem Büro näherten, und falls das überhaupt möglich war, war es noch missbilligender als Cospels. Vocho erkannte mindestens zwei der Stimmen, die durch die halb geöffnete Tür drangen, und er mochte keine der beiden. Seine Hüfte ziepte mitfühlend, und er blieb stehen. Das Hinken war trotz des Sirups zurück, nur leicht, aber trotzdem sichtbar, zumindest für ihn. Er würde sich auf keinen Fall hinkend etwas stellen, das sich wie die verdammte halbe Gilde anhörte. Eine Uhr schlug im Hintergrund, der rasch all die anderen Uhren in der ganzen Stadt folgten, bis man nur noch Glocken und Gongs und das Ticken im Innern der Uhren hörte, das jedem, der nicht gerade taub war, und vermutlich sogar denen, mitteilte, dass es nun vier Uhr sei.

Mit einem raschen Seitenblick auf Cospel, der damit beschäf-

tigt war, etwas über Löhne, Überstunden und freie Tage vor sich hin zu murmeln, schob Vocho seine Hand in die Tunika. Ein rascher Schluck, nur um seine Hüfte zu besänftigen. Das würde ihm helfen, mit den eingebildeten Mistkerlen klarzukommen, mit denen er sich herumschlagen musste. Nur ein winziger Schluck, mehr nicht.

Er schloss die Augen und wartete die wenigen Momente, bevor das Gebräu wirkte, dann atmete er tief ein und steuerte ohne die Spur eines Hinkens das Büro an.

Wenn Vocho ehrlich war, mochte er den Raum – zumindest, solange er ihn für sich allein hatte. Groß und luftig und nur mit dem Besten eingerichtet – ein Schreibtisch aus glänzend dunklem Holz, das von den Fünf Inseln stammte, ausgestattet mit einer Vielzahl winziger Schubladen, offensichtliche wie auch geheime, schlicht oder mit komplizierten Vorrichtungen verschlossen. Vocho war mit seinem Dietrich mehr als einen halben Monat damit beschäftigt gewesen, alle Fächer zu erkunden. Ein Wandvorhang aus der längst vergangenen Zeit des inzwischen gefallenen kastanischen Imperiums, der eine große Schlacht zeigte. Die Gilde, so sagte man, hatte diese Schlacht für den Kaiser gewonnen und sich so die außergewöhnliche Position erkämpft, die sie heute innehatte. Eine gepolsterte ikaransische Truhe, gefasst in Gold und Elfenbein, ein Teppich, der angeblich aus dem Fell eines Einhorns gefertigt war, woran Vocho allerdings arge Zweifel hegte. Vermutlich hatte es sich bei dem Einhorn nur um ein besonders hübsches Pferd gehandelt. Eine ganze Sammlung von Schwertern aller Epochen, von den groben und brutalen Klingen alter Zeiten über eher experimentelle Exemplare bis hin zu jener federnden Eleganz, die aktuell in Mode war. Ein großartiger Blick über den Hafen, und je nachdem, in welchem Uhrwechsel sich die Stadt gerade befand, sah er entweder den Palast, die Königsreihe oder den Bescanplatz mit seinen Märkten und Ständen, Wahrsagern, Geschichtenerzählern und Lügneren. Zu seiner Linken, ganz gleich bei welchem Uhrwechsel, ragte drohend der Beichtstuhl auf, und die

große Uhr auf dem Platz davor, doch Vocho sah nicht in diese Richtung, solange es sich vermeiden ließ.

Heute allerdings konnte er kaum das verdammte Fenster sehen, geschweige denn die Aussicht. Ein Meister stürzte von links auf ihn zu, wedelte mit noch einem Dokument und beschwerte sich darüber, dass der-und-der bessere Räumlichkeiten habe als er – das hatte er doch schon letzte Woche bemängelt, und wieso hatte Vocho sich nicht *sofort* darum gekümmert? Kass hätte das längst getan. Eine zweite Meisterin kam von rechts, eine der Schlafsaalaufseherinnen. Sie informierte ihn darüber, dass es im bronzenen Schlafsaal einen schlimmen Ausbruch von Magengrippe gab, wodurch die Reinigungskraft jedes einzelnen Dienstmädchens benötigt wurde, und dass Kass nicht nur gewusst hätte, was zu tun war, sie hätte es auch in die Wege geleitet, ohne dass die Aufseherin darum bat. Eine weitere Meisterin lehnte sich in dem Stuhl hinter dem Schreibtisch zurück – in seinem Stuhl, verflucht; na schön, genau genommen nicht *sein* Stuhl, aber schon irgendwie doch. Sie hatte ihre schlammigen Stiefel auf die glänzende Tischplatte gelegt und knurrte irgendwas über Gesellen, die dabei erwischt worden waren, wie sie ihre aufblühenden Fähigkeiten an eine Straßengang in der Rußstadt verscherbelten, was im Grunde kein Problem war, aber nun eben doch, weil sie die Gilde nicht am Erlös beteiligten, sollte sie diesen kleinen Scheißern also eine Lektion erteilen? Wenn Kass sie selbst gewesen wäre, hätte sie sich natürlich schon vor einer Woche darum gekümmert, aber Vocho war wohl nicht besonders gut darin, die Gilde zu führen, nahm sie an.

Ihre Stiefel erwischten einen Berg aus Papieren und schickten sie in einem wilden Durcheinander zu Boden, doch sie hielt kaum in ihrem Redefluss inne. Vocho bemerkte außerdem, dass sie sich etwas von seinem besten Rum in ein Glas eingeschenkt hatte, doch er konnte nicht mal den Mund aufmachen, bevor der Nächste das Wort ergriff und sich darüber beklagte, dass der-und-der die besten Aufträge bekam, und warum denn nicht er,

wollte er wissen, jeder wisse doch, was für ein Idiot der-und-der war, und wann denn wohl Kass etwas dagegen unternehmen würde, denn hmmm, Vocho war ja offensichtlich für den Job nicht geeignet. Kass hier, Kass da. Warum machst du nicht, was Kass tun würde? Wann wird Kass anfangen, die Gilde richtig zu führen und dieses Kleinklein beenden, mit dem du uns hier abspeist? Wann wird Kass *überhaupt* anfangen, die Gilde zu führen? Und all das brachten sie in diesem affektierten Tonfall der Oberschicht vor, von dem Vocho Zahnschmerzen bekam.

Später war er sich nicht ganz sicher, was passiert war, aber das Nächste, was er mitbekam, war, wie die Frau, die vorher noch im Stuhl gesessen hatte, auf dem Boden landete, umgeben von einem Regen aus fallenden Dokumenten, und der Ankläger von dem-und-dem hatte eine blutige Nase, und demjenigen, der so-und-so nicht mochte, wuchs ein vortreffliches Veilchen um das linke Auge. Die Schlafräumaufseherin hatte genug Geistesgegenwart besessen, den Raum schnell zu durchqueren, weshalb sie seinen Ausbruch offenbar unbeschadet überstanden hatte. Sie stand nun neben dem halb offenen Fenster und wartete ab, was als Nächstes passieren würde. Der Schreibtisch war bis auf Vochos Hände und sein Schwert leer, und die anderen Meister starrten ihn entsetzt und mit einer unterschwelligigen Wut an, die vermutlich erst später überkochen würde. Für den Moment wurde die Stille nur vom Läuten der Gottesboje draußen im Hafen und Cospels Kichern durchbrochen.

»Nun«, sagte die Aufseherin der Schlafsäle und hob eine Augenbraue. »Ich vermute, etwas anderes hätten wir von *dir* auch nicht erwarten dürfen.«

Vocho funkelte sie wütend an, und sie besaß so viel Anstand zu erröten. Er atmete tief durch und schaute bewusst nicht in Richtung von Cospel, der immer noch gegen ein Lachen ankämpfte. Er kämpfte aber nicht allzu sehr, und das Lachen entwich wie Dampf, der pfeifend aus einem Kessel stieg.

Es gab eine Menge, was Vocho hätte sagen können. Er hätte sie fragen können, wie gut Kass jeden verfluchten Tag da oben

auf der Mauer saß. Die perfekte Kacha war gerade auch nicht perfekt darin, die Gilde zu leiten, oder? Sie war gerade überhaupt keine Gildemeisterin. Aber das schien keiner von ihnen zu sehen, sie erinnerten sich nur daran, wie sie gewesen war, und nicht daran, wie sie jetzt war. Und dann gaben sie ihm die Schuld, weil er hier war und sie nicht. Vocho hätte wirklich eine Menge sagen können, doch das tat er nicht, weil er dachte, dass das Messer schon tief genug in Kass steckte, ohne dass er es noch weiter drehte.

Stattdessen packte er den Schreibtisch, damit er nicht noch einmal um sich schlug, und atmete tief durch. »Raus hier, alle. Nein, es interessiert mich nicht, *was* er gesagt hat oder was irgendwer getan hat. Raus!«

Sie gingen und murrten dabei über seinen Mangel an Manieren und Herkunft, und dass Kass davon erfahren würde und dergleichen mehr. Vocho bezähmte sein Temperament mit knapper Not, bis Cospel die Tür entschieden hinter ihnen schloss und endlich das Lachen losließ, das zu unterdrücken ihm fast einen Leistenbruch eingebracht hätte.

»Du bist nicht gerade hilfreich.« Vocho trat rachsüchtig nach den überall verstreut liegenden Dokumenten.

»Vielleicht nicht, aber wir müssen derzeit jedes Lachen nehmen, wie es kommt«, sagte Cospel, sobald er wieder Luft bekam.

Vocho fand, dass das ein berechtigter Einwand war. Er humpelte durch den Raum und sammelte die Papiere ein, die er im offenen Kamin zu einem hübschen Berg aufhäufte, an dem Cospel sein hübsches neues Spielzeug einsetzen und diese verfluchten Dinger in Flammen setzen konnte. Wenigstens vertrieb das Feuerchen die Kühle dessen, was wohl als Winter in Reyes durchging; ein Winter, der die meiste Zeit aus nebliger Feuchtigkeit bestand, die in Vochos Hüfte zu kriechen schien und sie ächzen ließ wie einen Klipper im Sturm. Er setzte sich behutsam auf den Stuhl und starrte in die Flammen.

»Ich bin nicht sicher, ob ich das noch länger aushalte. Wir sollten da draußen sein und irgendwas *tun* ... Dinge! Heroische

Dinge! Taten vollbringen! Geschichten von großer Tapferkeit, über die sie noch in hundert Jahren reden werden. Leben retten, Schätze bewachen ...«

»Anerkennung verdienen, statt sich mit Papierkram und dem Gejammer von Idioten aufzuhalten?«

»Exakt!«

Cospel warf ihm einen schlaun Blick zu. »Natürlich hieße das, dass sie gewonnen hat, nicht wahr? Dass sie hierin besser ist als du?«

»Normalerweise würde ich dir zustimmen – es wäre übel, zuzugeben, dass Kass etwas besser kann als ich. Allerdings bin ich dieses Mal bereit, ihr diesen Sieg zuzugestehen.«

»Sehr großzügig von dir, das steht fest. Die Sache ist die – wie bringst du sie wieder an ihre Arbeit?«

Eine gute Frage. Sie hatten schon alles versucht. Vocho hatte auf sie eingeredet, bis er blau im Gesicht wurde, selbst Cospel hatte versucht, sie mit dem Blick eines getretenen Spaniels zu beschwatzen, den er so gut beherrschte. Doch sie hatte nur mit den Schultern gezuckt. Einige der Meister hatten versucht, sich direkt bei ihr zu beschweren, und ihnen war es genauso ergangen. Auch wenn sie nicht müde wurden, ihm zu erzählen, dass er keinem Vergleich mit ihr standhielt, wusste Vocho, dass auch den Meistern langsam die Geduld mit ihr ausging. Es gab einfach zu viele geflüsterte Diskussionen, die sofort verstummten, sobald er oder Kass in Sichtweite kamen, zu viele fragende Blicke. Er musste etwas unternehmen, und zwar schleunigst. Sonst wäre Kass bald nicht mal mehr dem Namen nach Gildemeisterin.

»Was wir brauchen«, sagte er nun, »ist ein Auftrag für sie – für uns. Nicht nur eine Eskorte oder etwas ähnlich Ödes, sondern etwas, in das sie sich verbeißen kann. Du weißt, wie sie ist, wenn es ein Geheimnis zu ergründen gibt. So etwas macht ihr richtig Dampf. So einen Auftrag brauchen wir, einen, bei dem sie richtig in Schwung kommt, der sie aus ihren Grübeleien reißt und wieder ins Leben bringt. Ich meine, du weißt schon. Nur für sie.« Gar nicht mal zu seinem eigenen Wohl, oh nein.

Cospel stocherte in den ersterbenden Flammen. »Ich glaube, wir haben gerade alle möglichen Aufträge verbrannt.«

»Verdammt.« Vocho dachte darüber nach, während Cospel fand, was vom Rum übrig war, und ihnen beiden ein Glas einschenkte. Es gab nur eine Person, auf die Kass hören würde, nur eine, die in der Lage wäre, etwas zu finden, das sie aus ihrem Elend riss. Wirklich, er tat das für *sie*, sagte Vocho sich noch einmal. Er half ihr, weil sie ganz eindeutig seine Hilfe brauchte, weil sie seine Schwester war und er sie doch irgendwie liebte. Meistens. Vielleicht sollte er vorher noch mal mit ihr reden. Er wollte, dass sie glücklich war, nicht dass sie durch die Gilde schlich wie ein Geist der Frau, die sie einst gewesen war.

Aber weniger Schnodder in seinem Leben wäre ein netter Nebeneffekt.

2

Sechs Monate zuvor

Der eisige Regen, der Petri Egimont ins Gesicht wehte, ließ die leere Augenhöhle hinter der durchweichten Maske schmerzen, doch das war noch die geringste seiner Sorgen. Die Nacht kam früh, nun, da der Herbst allmählich zum Winter wurde, und mit ihr kam eine brennende Kälte, die jeden Teil von ihm bedrohte, der nicht von Stoff bedeckt war. Wenn er nicht achtgab, würde Petri mehr als nur ein Auge und die Funktionskraft einer Hand verlieren.

Die Straße ertrank in eisigem Schlamm, in dem er bis zu den Knöcheln und tiefer watete, und diese Kälte zerrte an seinen Knochen, die so erschöpft waren, dass sie sich zerbrechlich wie Glas anfühlten. Sein Umhang, wenn man ihn überhaupt so nennen konnte, bot kaum Schutz gegen den Regen, der jeden Riss fand und sich seinen bitteren Weg bis auf Petris Haut suchte. Er wusste kaum, warum er auf genau dieser Straße unterwegs war, er wusste nur, dass er so ziemlich jede andere ausprobiert und bisher keinen Ort gefunden hatte, an dem er willkommen war. Jedes Ding von Wert, das er auf seiner Flucht aus der Stadt bei sich getragen hatte, hatte er inzwischen eingetauscht – jedes Kinkerlitzchen, jeden glänzenden Knopf, selbst seine Stiefel, bis er nichts mehr besaß außer Hemd, Hose und den löchrigen Schuhen, die er für seine Stiefel bekommen hatte, und einem fadenscheinigen Mantel, der keinem Vergleich mit seinem alten standhielt. Alles hatte er eingetauscht, für ein bisschen Essen oder ein Nachtlager. Um einen Chirurgen zu bezahlen, der so viel Rum intus hatte, dass seine Hände nicht stillhielten, und trotzdem war er der einzige Chirurg, den Petri sich hatte leisten können, damit er die Infektion herausschnitt, die

sich in den Wunden in seinem Gesicht eingenistet hatte. Das letzte Geld ging für eine Maske drauf, die verdeckte, was von seinem Gesicht übrig blieb, nachdem der Chirurg mit ihm fertig war. Selbst mithilfe der Maske konnte er diese Ruine kaum verbergen oder sich auch nur vor den Reaktionen verstecken, die sie auslöste, und deshalb musste er zumeist unter Hecken schlafen, oder in Ställen. Wochen, in denen er nach Schlamm und Pferdepisse stank und die Zähne zusammenbiss.

Die Berge von Reyes waren im nahenden Winter nicht der richtige Platz für einen Mann, der nichts besaß, nicht mal einen Pott zum Reinpissen. Aber die Ebene mit ihren Dörfern, Höfen, Feldern und Hecken gehörte *Menschen*, und die wollten ihn auch nicht in der Nähe haben. Einen Mann, dessen Gesicht sogar die Pferde verschreckte, dessen rechte Hand nun nutzlos war, der immer noch übte, mit der Linken etwas zustande zu bringen, und deshalb nicht viel tun konnte, um sich seinen Unterhalt zu verdienen. Einen Mann, der nicht wagte, seinen Namen zu nennen, weil er den Prälat verraten, ihn in den Wahnsinn getrieben und dabei geholfen hatte, das ganze Land in einen Krieg zu stürzen. Der tot war, wenn man den Zeitungen glaubte, und tief in seinem Innern war er das auch zweifellos. Aber die Berge waren alles, was ihm noch blieb, egal was man sich über die Räuber und Halsabschneider und Wegelagerer erzählte. Und sogar diese Erinnerung an Kass versetzte seinem Herzen einen schmerzhaften Stich.

Zwei Ponys trotteten vorbei, die Köpfe gegen das Wetter tief gesenkt. Ein Mann, in Pelze gewickelt, hockte auf dem einen, auf dem anderen eine Frau. Petris Herz setzte kurz aus, doch sie war es nicht. Nicht Kass. Sie konnte es nicht sein. Zumal ihr Pferd ein tödlicheres Biest war als diese beiden Ponys, und zweifellos hätte es im Vorbeitrotten ein ordentliches Stück aus seinem Bein gebissen. Wenn sie es gewesen wäre, was hätte er dann getan? Wäre er in die Schatten zurückgewichen wie der Feigling von einst, oder hätte er seinen neu entfachten Zorn gegen sie gerichtet? Der alte Petri war tot, doch er hatte noch nicht

herausgefunden, wer der neue war. Er wusste nur, dass in ihm eine unbändige Wut brodelte, und das hatte ihm unten auf der Ebene auch nicht gerade geholfen.

Die Ponys trotteten vorbei und schlugen einen kleinen Seitenpfad ein, der sich um einen scharfen Einschnitt in der Landschaft wand. Petri folgte ihnen, und tatsächlich: Wenn er sein Auge gegen den Regen zusammenkniff, erkannte er hinter einer Baumgruppe ein Licht. Mehrere Lichter, um genau zu sein. Was auf ein Dorf hindeutete oder vielleicht, wenn er Glück hatte, ein Gasthaus. Der ein oder andere Gastwirt hatte ihn bereits irrümlicherweise für einen Mann gehalten, der im vergangenen Sommer im Krieg mit Ikaras verwundet worden war, und sie hatten sich flüsternd mit ihren Stammgästen über seine Narben unterhalten, über seinen Akzent, der ihn verriet. Das Mitleid hielt nicht lange, er bekam auch nicht viel dafür, doch sie ließen ihn in einem sauberen Bett schlafen, sie gaben ihm die wenige Arbeit, die sie hatten und die er ausführen konnte, um ihnen ihre Güte zu entlohnen und nicht allein auf ihre Mildtätigkeit angewiesen zu sein. Es gab andere Formen der Bezahlung, die sie ein, zwei Mal eingefordert hatten, und bei dem Gedanken daran erschauerte er – dunkel, verschwitzt und hastig war dies vonstattengegangen, und er gab dabei das Letzte, was er noch hatte geben können. Danach schämte er sich wegen der Schande, er war wund und in Tränen aufgelöst, doch er war am Leben.

Trotz alledem war ein Gasthaus ein heißer Anwärter für ein Nachtlager – raus aus diesem eiskalten Regen, wo er sterben würde, wenn er noch viel länger blieb. Er würde schon etwas zum Eintauschen finden, irgendeine Arbeit, die er im Gegenzug für etwas Essen und einen trockenen Schlafplatz erledigen konnte. Selbst Ställe waren besser als das hier. Vielleicht waren die Dinge hier oben in den Bergen anders.

Er lenkte seine tauben Füße in den löchrigen Schuhen in Richtung der Lichter und trottete durch den Schlamm hinter den Ponys her. Er hoffte nur auf ein warmes Plätzchen für die Nacht.

Licht und Wärme und der herrliche, halb vergessene Duft nach gekochtem Essen, der fleischige Geruch von Eintopf, der hefige von frisch gebackenem Brot, all das ließ Petri wie erstarrt in der Tür zum Gasthaus verharren. Er stand einfach da, der eisige Regen tropfte von seinem nassen Mantel, und er genoss für einen halben Herzschlag all das.

Mehr war ihm nicht vergönnt. Der Schankraum wurde nicht schlagartig still, doch die Stimmen sanken zu gedämpftem Flüstern herab, nur durchbrochen vom lauten Lachen eines Betrunkenen in der Ecke, der ihn noch nicht entdeckt hatte. Petri biss die Zähne zusammen und wappnete sich gegen die starren Blicke. Er schüttelte mit einer Hand seinen Mantel aus – das setzte eine weitere Welle von Geflüster in Gang, als sie sahen, was von seiner linken Hand geblieben war – und wischte den Regen aus seinen Haaren, die langsam nachwuchsen. Sie waren bereits lang genug, um sie zu eleganten Locken aufgedreht über eine Schulter fallen zu lassen und ihn so als einen Mann von Bedeutung zu kennzeichnen. Lang genug, aber er ließ sie wild, weil er kein Mann von Bedeutung mehr war. Die nasse Maske war verrutscht, und Petri schob sie hastig zurück an Ort und Stelle, doch der Stoff war ruiniert, und so riss er sie mit einer schroffen Bewegung ganz herunter.

In seinem Kopf sah er, wie er gelassen zur Bar marschierte, die geflüsterten Kommentare über den »armen Kerl« und »Gottes Zahnräder, wie hässlich« und »Mir wird schlecht« oder »Der sollte sich schämen, so in der Öffentlichkeit aufzutreten« ignorierte. Aber seine tauben Füße verrieten ihn, ließen ihn stolpern, und das Bedürfnis, allen zu sagen, sie könnten sich selber ficken, brannte hinter den zusammengebissenen Zähnen.

Er verzog das, was von seinen Lippen geblieben war, in Richtung des nächsten Gasts, eines schwerfälligen Mannes in einem dicken Kittel und weiten Hosen über schlammgespritzten Stiefeln, der entsetzt in seinem Stuhl zurückschrak. Petri konnte es ihm kaum verdenken – einmal hatte er unten in der Ebene in einen Spiegel geschaut und verspürte seither nicht den Wunsch,

diese Erfahrung zu wiederholen. Sein altes Gesicht war tot, wie auch sein altes Ich.

Der Brocken von einem Mann hinter der provisorischen Bar warf ihm unter den dichten Brauen einen abschätzenden Blick zu, zuckte aber nur mit den Schultern. »Solange du Geld hast, ist mir dein Gesicht scheißegal«, sagte dieses Schulterzucken, was gegenüber dem Getuschel hinter Petris Rücken schon ein Fortschritt war.

»Die Schlacht am Roten Bach«, sagte jemand, laut genug, dass es gut zu verstehen war. Jemand anderes brachte ihn zum Schweigen. Der Rote Bach – oder Schmiedebach, wie er hieß, bevor dort so viele abgeschlachtet wurden – versorgte die Wasserräder der Rußstadt in Reyes. Diese Schlacht hatte vor nicht mal zwei Monaten während des Kriegs um Reyes stattgefunden. Ein Regiment Uhrwerkgötter hatte die Ikaraner am Haupttor der Stadt abgewehrt. Doch abseits dessen hatte es andere Schlachten zu schlagen gegeben, und Menschen, die diese Schlachten schlugen. Ikaraner hatten den Bach gestürmt in der Hoffnung, auf diesem Weg die Mauern zur Rußstadt überwinden zu können, und reyenische Wachen hatten die Furt selbst dann noch verteidigt, als kochend heißes Blut vom Himmel regnete und Haut, Haare und Augen von Reyenern und Ikaranern verbrannte. So viele waren auf beiden Seiten gestorben, dass selbst jetzt die Erde noch rot war, erzählte man sich. Und die meisten, die überlebt hatten, trugen Narben wie die von Petri.

Er war nicht mal in die Nähe des Roten Bachs gekommen, obwohl er manchmal dachte, das wäre ganz sicher besser gewesen als der Ort, an dem er gewesen war. Die meisten Überlebenden waren Ikaraner; fast alle Reyener, die überlebt hatten, waren Deserteure, und das war sein Problem. Aber hier oben, so dicht an der Grenze, wo die Familien eher durch Zufall Ikaraner oder Reyener waren, käme er vielleicht damit davon, sich als ein anderer auszugeben, wenn er den Mund hielt und damit seinen Akzent hinter den zusammengebissenen Zähnen verbarg. Er hatte immer schon mehr gedacht als gesprochen, doch das hatte

sich geändert, wie so vieles andere auch. Unten in der Ebene redete man offener und wütender, und so sehr er sich auch ermahnte, den Mund zu halten, es brauchte nur jemand irgendwelche Scheiße über Eneko oder Bakar oder sogar Kass zu erzählen, und sein einst so ruhiges Temperament explodierte. Aber hier oben in den zerklüfteten Winkeln des Gebirges, das erst jüngst ein Zankapfel zwischen Reyes und Ikaras gewesen war, wo Gesetze etwas waren, an das man sich hielt, wenn einem gerade danach war, behielt man einfach vieles eher für sich.

»Petri? Petri Egimont, bist du das?« Eine bekannte Stimme erhob sich hinter ihm und zerschmetterte damit seine Hoffnung, anonym zu bleiben.

»Natürlich ist er's, Berie, du Idiot. Petri? Petri!«

Sie tauchten auf seiner guten Seite auf, aus einer Ecke, wo sie sich vermutlich bis zu seinem Eintreten bis zur Besinnungslosigkeit besoffen hatten. Jetzt bewegten sie sich in einem Wirbel aus Puder und verblasster Seide auf ihn zu, ihre Haare über die Schultern gewellt, als wären sie noch Adelige, die über Reyes herrschten. Das Getuschel über Petri verstummte, um durch andere Worte ersetzt zu werden.

»Verfluchte Adelige. *Ex-Adelige*, besser gesagt«, sagte ein Mann. »Mehr Geld als Verstand, und weniger Nutzen als ein Löffel Vanillepudding. Sind hier raufgekommen, weil sie zu viel Angst hatten, um Reyes zu kämpfen, und jetzt sitzen sie hier fest. Ich würde ihnen ja was geben, damit sie sich verpissen, wenn ich was hätte.«

Berie hörte ihn nicht oder tat vielleicht nur so – dafür hatte er schon immer ein Talent gehabt. Er sprang auf Petri zu, wie eine Taube hinter Brotkrümeln herflatterte, Flashy dicht auf seinen Fersen. Petri bemerkte einen Hauch von Angst, der ihren Bewegungen anhaftete. Zu abgehackt, zu ruckartig für die beiden, die Trägheit zu einer Kunstform erhoben hatten. Sie saßen hier fest, hatte der Mann gesagt, und es war offensichtlich, dass sie nicht in dieses raue Gasthaus mitten im Nirgendwo passten, wo sich niemand von ihrem eingebildeten Format aufhielt. Viel-

leicht waren ihnen die Leute ausgegangen, die sie anpumpen konnten.

»Petri, alter Junge, wie zum Teufel geht es ...«

Petri drehte sich mit dem Gesicht zu ihm und setzte etwas auf, das seinen zerstörten Mund früher zu einem Lächeln verzogen hätte. Berie erbleichte und stolperte mit einem sehr uncharakteristischen Wort auf den Lippen nach hinten. Flashy wedelte mit einem Taschentuch vor seinen plötzlich weißen Lippen und schluckte sichtbar.

Petri hatte keine Chance. Keine Hoffnung, ohne ein Gespräch zu entkommen und damit zu enthüllen, was er war, und dass diese Narben nicht die Narben eines Helden waren, sondern vielmehr die eines reyenischen Deserteurs. Er könnte behaupten, er wäre nicht in der Nähe des Roten Bachs gewesen, doch das hatte er bereits in der Ebene versucht, und dort hatte ihm auch niemand geglaubt. Darum verzog er den Mund zu einem breiteren Grinsen und spürte, wie das Narbengewebe sich verzog und zerrte, dort wo der nackte Knochen anfang.

»So gut, wie man erwarten kann«, sagte er. »Unter diesen Umständen.«

Ein Zischen, weil jemand hinter ihm scharf die Luft einzog, ein überraschter Fluch ein paar Schritte weiter. Petri hatte es versucht, aber er konnte einfach nicht den Akzent ablegen, der jedem verriet, wer er war – oder besser gesagt, was er einst gewesen war. Reich, adelig, privilegiert. Verhasst von all den Männern und Frauen, die sich vor zwei Jahrzehnten gegen den König und seine wenigen Favoriten erhoben hatten. Die Zeit änderte vieles, aber nicht den Hass, so viel hatte Petri inzwischen gelernt. Ob er nun an der Schlacht am Roten Bach beteiligt gewesen war oder nicht – und mit diesem Akzent würde jedem klar sein, dass er nicht teilgenommen hatte –, er war von adeliger Abstammung, und hier oben in den Bergen sah man die Dinge anders. *Sehr anders.*

Ein Glas zerschellte hinter ihm, dann noch eins. Etwas Metallisches schepperte auf Holz. Flashy kippte einfach nach hinten,

bevor auch nur jemand einen Schritt auf ihn zu machte, während Berie seine klimpernde, aber magere Geldbörse an sich drückte.

»Diese Säufer waren schon 'ne ganze Weile hier oben«, sagte die Stimme hinter Petri langsam. »Haben mit dem Geld um sich geworfen wie mit Konfetti, haben sich verhalten, als wären sie noch der Herr im Haus, und haben damit den Leuten erst recht einen Grund geliefert, sie zu hassen. Hätte dich nicht für einen von denen gehalten, jedenfalls nicht in dem Aufzug. Bist du's?«

Petri zuckte mit den Schultern. »Ist das wichtig?«

»Und die Schlacht am Roten Bach?«

Noch ein Schulterzucken.

»Hey, ist Petri nicht der Name von diesem Typ in den Zeitungen? Hat der nicht den Prälat vergiftet?«

Mit diesen Worten flog eine Flasche quer durch den Raum und knallte auf die bewusstlose Gestalt von Flashy. Etwas Schimmerndes sauste auf Petris gesunde Seite nieder, doch er schaffte es gerade noch auszuweichen. Es würde nicht so einfach bleiben. Nicht, wenn er nur die Hälfte sah und nur eine Hand einsetzen konnte. Er wirbelte herum und stand nun mit dem Rücken zur Wand. Zumindest aus dieser Richtung konnte sich ihm nun kein Angreifer mehr nähern. Berie kreischte wie ein Kind, als ein Paar zerklüftete Fäuste auf sein Gesicht niederprasselten.

»Petri«, keuchte er zwischen den Schlägen. »Petri, hilf mir.«

Petri griff nach einer Schüssel mit heißer Suppe und warf sie ins Gesicht des nächsten Mannes. Berie würde seine Kämpfe allein austragen müssen, denn Petri hatte alle Hände voll damit zu tun, die eigene Haut zu retten.

Der Abend versank, wie es so oft geschah, wenn die Leute sahen, was von seinem Gesicht übrig war, und wenn sie seine Stimme hörten, in ein Chaos mit Fäusten. Es war ein Wunder, dass er nicht schon längst tot war, aber unten in der Ebene schienen sie eher danach zu streben, ihn aus ihrem hübschen Dorf zu vertreiben, und hatten davor zurückgeschaut, ihn zu töten, obwohl er sich manchmal gewünscht hätte, sie hätten ihre Skrupel überwunden und es einfach getan.

Diesmal sah es so aus, als würde sein Wunsch in Erfüllung gehen; die Berge waren bekannt für ihre Geringschätzung in Bezug auf die Auslegung der Gesetze. Das hier war nicht nur eine Kneipenschlägerei, nicht nur Bierkrüge und Schlagringe und gebrochene Rippen, die ihm auf seinem Weg über die Ebene gefolgt waren. Die Leute in diesem Gasthaus waren so hart wie der Fels unter ihren Füßen, und sie besaßen Messer und Schwerter und sogar die eine oder andere Feuerwaffe.

Unten auf der Ebene hatte Petri keinen Widerstand geleistet. Was konnte er schon gegen Männer und Frauen ausrichten, die von der Feldarbeit gestärkt und ihm zahlenmäßig überlegen waren? Nicht viel, außer sich zusammenrollen, überleben und sich selbst dafür verabscheuen. Er hatte gegen niemanden gekämpft, seit seine rechte Hand nicht mehr dafür taugte, hatte kein Schwert mehr gezogen, das er ohnehin nicht länger besaß, und keinen Schlag mit der linken Hand geführt, bei deren Einsatz er nach wie vor unsicher war. Jetzt wurden Schwerter gezogen, unter den Tischen funkelten die Messer, Pistolen klickten, als sie entschert wurden. Es hieß nun kämpfen oder sterben.

Er versuchte einen Schlag gegen den massigen Mann, der sich ihm mit einem langen Messer in jeder Hand näherte, doch seine Linke war zu langsam, der Schlag schlecht ausgeführt und schwach. Irgendjemand packte sein nutzloses rechtes Handgelenk und quetschte es zusammen, dass er nach Luft schnappte, nur um es dann zu verdrehen, sodass Petri auf die Knie sank, vor sich nichts mehr als die blanken Messer, die sich ihm näherten. Ein Bild flackerte vor seinem inneren Auge auf – ein heißes Messer näherte sich seinem Auge, eine Stimme erklärte, er sei *schwach, Petri Egimont, du bist schwächer als schlechter Stahl, weicher als Blei*, bevor die Klinge ihm das Augenlicht nahm.

Diese Stimme, diese Erinnerung ließ ihn vorschnellen. Er versuchte, sich aus der Umklammerung zu lösen, versuchte, dem Messer zu entkommen, das auf sein Gesicht zielte. Alles, was es ihm einbrachte, war das krachende Geräusch seines Handgelenks und ein Stiefel im Rücken, der ihn zu Boden warf,

womit er dem glitzernden Messer über sich schutzlos ausgeliefert war.

Schwach. Du bist schwach, Petri Egimont.

Es war die Wahrheit, und er wollte – mehr als er sein Auge zurückwollte oder sein Gesicht, mehr als er wieder ein Schwert in der gesunden Rechten führen oder Kacha ein allerletztes Mal sehen wollte –, er wollte, dass es nicht die Wahrheit war.

Er trat um sich, erwischte den Mann so hart am Knie, dass er ins Straucheln geriet, und dann war Petri wieder auf den Beinen, zurück vor der Wand, und rang um eines der Messer. Er rammte sein Knie in den Unterleib des Mannes, und da hatte er eins, es zitterte in der schwachen Hand, doch er hatte das Messer und keine Skrupel, es einzusetzen. Sollten sie doch alle kommen, jeder Einzelne, und er würde ihnen schon zeigen, was sich in seinem Kopf aufgestaut hatte. Er würde es sie mit dem Messer schmecken lassen. Petri stieß zu, just als ein Schlag seine Wange traf. Der von seinem Messer getroffene Mann sank tot zu Boden und wurde vom nächsten ersetzt, der ihn töten wollte.

Eine plötzliche Stille breitete sich von der Tür her im Raum aus, und der neue Angreifer wich zurück. Petri, der nicht sehen konnte, was ihn zögern ließ, nutzte die Gelegenheit, um den toten Mann von seinem Messer zu schieben und seinen Griff zu festigen. Er suchte stabilen Stand in einer modifizierten Duellposition. Scheiß auf Ruffelos Regeln für Adelige bei Duellen; hier ging es um Töten oder Getötetwerden, und hier, mit dem Rücken zur Wand, wurde Petri plötzlich klar, dass er nicht vorhatte, sich töten zu lassen. Nicht hier, nicht so. Wenn es sein musste, würde er jeden Einzelnen im Raum umbringen.

Langsam klappernde Stiefel auf den Steinfliesen näherten sich Petris blinder Seite, der Mob wich raschelnd zurück und senkte die Waffen. Irgendwo hörte Petri das leise Schluchzen von Berie. Er wandte sich in Richtung der Schritte, sodass er sich mit seinem verbleibenden Auge der Frau gegenüber sah, deren Eintreten für so viel Aufruhr sorgte.

Sie war groß, eine halbe Handbreit größer als Petri, und an

Ärmelaufschlägen und Hals wölbten sich Muskelstränge. Ihre Finger waren von alten Narben übersät, vielleicht von dem langen Messer, das sie lässig an der Hüfte trug, oder dem Schwert – keine Duellantenklinge, aber trotzdem ein solides Stück, das sie auf der anderen Seite trug. Sie musterte Petri von oben bis unten und legte den Kopf schief beim Anblick der Verheerung seines Auges und seiner Wange. Doch sie zuckte nicht mal mit einer Wimper. Vielleicht zuckte sie auch nie im Leben – bei diesem Gesicht hätte er das glatt geglaubt; ein Gesicht, das mit der schmalen, scharf geschnittenen Nase und dem hervorstehenden Kinn wie eine Axt war, die jederzeit Holz spalten wollte, und auch dort trug sie eine Narbe, die gezackt von der Lippe bis zum Haaransatz verlief. Petri atmete aus, als ihr Blick weiter zu Berie wanderte, der unter einem Tisch hockte und sich mit einer Hand die Nase hielt, aus der sich Blut über seine feine Kleidung ergoss. Mit der anderen drückte er die leere Börse an sich.

»Also dann«, sagte die Frau mit einer brüchig heiseren Stimme, die Petri an Krähen im Morgengrauen denken ließ. »Sieht aus, als hätten wir ein Problem, nicht wahr? Diese beiden«, eine Hand zeigte träge auf den schluchzenden Berie und Flashy, der mit dem Gesicht nach unten lag und offenbar seine Stiefel verloren hatte, »sind es, deretwegen ich hergekommen bin. Ich habe euch gesagt, ihr sollt sie in Ruhe lassen, bis ich eintreffe, und dann teilen wir alles auf. Das war der Deal.«

Fast alle sahen nun hinüber zu dem Dicken hinter der Bar, der immer noch einen Holzknüppel in einer Hand hielt – den er allerdings hastig weglegte, als die Frau in seine Richtung blickte und frugend eine Braue hob.

Wenn man bedachte, dass der Mann aussah, als könnte er mit seinen Zähnen Stahl biegen, war das zerknirschte »Ja, Herrin«, das er hervorbrachte, das Letzte, womit Petri gerechnet hätte. »Na ja, das galt aber nicht für den ohne Gesicht, Herrin.«

Die Frau blickte wieder Petri an, und ein kalter Schauer kroch ihm über den Rücken. Sie taxierte ihn starr, als müsste sie den Wert all dessen abschätzen, was er am Leib trug – und ihn selbst

ebenso. Dann drehte sie sich um, entließ ihn aus ihren Gedanken und spießte wieder den Barmann mit ihrem Blick auf.

»'tschuldigung, Herrin.« Er verzog die Lippen und scharrte mit den Füßen wie ein Fünfjähriger, der beim Klauen von Süßigkeiten erwischt worden war, bevor er dem gaffenden Kellner einen Rippenstoß verpasste, damit dieser Berie unter dem Tisch hervorzog, während ein anderer Mann Flashy auf einen Stuhl schob.

Berie leistete nur halbherzig Widerstand, als der Kellner ihn zu der Frau herumdrehte. Warum auch immer sie hinter ihm her war – und angesichts der generellen Gesetzlosigkeit in dieser Gegend, gepaart mit Beries Angewohnheit, mit seinem Geld um sich zu werfen, war das nicht schwer zu erraten –, in diesem Moment sah er nicht wie ein aussichtsreicher Fang aus mit dem ganzen Blut, den Tränen und zerrissenen Kleidern und, nicht zu vergessen, der leeren Geldbörse.

Die Frau schnalzte unwillig mit der Zunge, und ein kleiner Münzregen, der vermutlich vor Kurzem noch Berie gehört hatte, fiel vor ihren Füßen auf den Boden, als die Stammgäste des Gasthauses hüstelnd und schlurfend hergaben, was sie zuvor gestohlen hatten.

»Besser«, sagte sie, und zwei Männer, die sich von Petri bisher unbemerkt hinter ihr gehalten hatten, sammelten das Geld ein und warfen bedrohliche Blicke auf die Leute. »Vergesst nicht, ihr und dieses elende Gasthaus seid von meiner Duldung abhängig. Wir haben eine Vereinbarung, und ich erwarte, dass ihr euch daran haltet.«

Sie wandte sich vom Barmann und seinem gemurmelt »Ja, Herrin, 'tschuldigung, Herrin« ab und wieder Petri zu. Petri packte das Messer fester und versuchte herauszufinden, wie er am besten aus der Nummer herauskam. Die Tür nach draußen war allerdings an seiner blinden Seite, und mit dem Verlust seines Auges ging auch der Verlust jeglicher Raffinesse einher.

»Und wer ist dieser kleine, erbärmliche Scheißer?«, fragte die Frau derweil die Umstehenden.

Diese übertrumpften einander daraufhin gegenseitig in dem Bemühen, ihr zu erklären, es handele sich um Petri Egimont – sie wisse schon, der Kerl, der den Prälat vergiftet hatte – so hatte es in den Zeitungen aus Reyes gestanden.

Ihr Interesse an ihm wuchs. »Wirklich? Sollte der nicht tot sein? Scheint jedenfalls nicht besonders gut für ihn ausgegangen zu sein.« Dann sagte sie an ihn gewandt: »Stimmt das? Bist du dieser Petri? Ein Mann, der in der Duellantengilde ausgebildet wurde, wenn ich mich richtig erinnere. Hast du den Prälat vergiftet?«

Er sammelte all seinen Mut in dem Messer in seiner Hand, sammelte all seine Wut und Angst. Wenn er jetzt scheiterte, konnte er nirgends mehr hin. Wenn er jetzt scheiterte ... Er war es leid, immer wieder zu scheitern, er war es leid, ein Feigling zu sein, war es leid, dass die Leute ihn ansahen wie eine Missgeburt. »Kann schon sein«, sagte er, und sie hob eine Augenbraue wegen seines Akzents. »Wer zur Hölle bist du, und wieso sollte mich das interessieren?«

Überraschenderweise lachte sie darüber. »Ich bin das, was du die Herrin dieses Hauses nennen kannst. Sozusagen. Valentian, stets zu Diensten. Und wieso es dich interessieren sollte? Du siehst aus, als bräuchtest du einen Job, der dich ernährt, der dich kleidet. Ich könnte dir diesen Job geben. Im Gegenzug bekomme ich einen Duellanten, einen mit der Ausbildung der Gilde. Meine Mädels und Jungs«, sie zeigte auf die Männer, die Beries Geld einsammelten, »sind gute Leute, und wir kommen im Kleinen gut zurecht. Aber mit einem Duellanten, der sie unterrichtet, könnten wir so viel mehr sein. Wir könnten leben, statt nur zu existieren.«

»Wegelagerer?«

»Oh, nicht so hochklassig. Mehr wie Freibeuter. Meine Jungs und Mädels brauchen was zu essen, das ist alles. Wir kriegen nicht viel zusammen, und wir nehmen nichts, das groß vermisst wird. Ein Schaf hier, ein paar Münzen da. Mit ein paar Orten, so wie diesem hier, haben wir eine kleine Vereinbarung, damit die-

se feinen, aufrechten, wenngleich betrunkenen Bürger nicht in den Beichtstuhl gezerrt werden, und im Gegenzug lassen sie es uns wissen, wenn sich ein edler Spender für uns findet. Wir behalten lieber den Kopf unten und sorgen nicht für so viele Probleme, dass die Wachleute sich regelmäßig mit uns herumschlagen wollten. So ist es sicherer.« Sie musterte ihn erneut von oben bis unten und nickte gedankenverloren. »Du siehst echt scheiße aus; deine Schwerthand ist nutzlos, und deine Linke ist schwach, aber unter diesem ganzen Dreck ist mehr. Ich erkenne es daran, wie du das Messer hältst, wie du stehst. Du weißt, was du kannst. Wir haben noch nie einen von der Gilde in die Finger bekommen, jedenfalls nicht, ohne ihn zu entführen. Und wie sollten wir das auch anstellen, ohne dass uns sofort die gesamte Gilde auf den Leib gehetzt wird? Und da bist du nun, von der Gilde ausgebildet, angeblich tot, und brauchst dringend eine Aufgabe und ein Bad. Barmann! Mach, so schnell du kannst, besser schneller. Gib diesem Mann was Gutes zu essen und so viel Bier, wie er will.«

Petri schüttelte den Kopf. »Ich kann nicht bezahlen.«

Das kalkulierte Lächeln, mit dem sie antwortete, ließ Übelkeit in ihm aufsteigen. »Oh, das wirst du. Auf die eine oder andere Weise. Setz dich. Oder musst du noch woandershin?«

Eine Schüssel mit sämigem Fleischeintopf landete neben ihm auf dem Tisch, dazu ein Teller, auf dem heißes Brot in Butter schwamm, und ein Krug mit schäumendem Bier. Petris Verstand war vernebelt vor Hunger, sein Magen sagte ihm, er solle sich mit allem einverstanden erklären, wenn er dafür bloß Essen bekam. Sein Stolz hatte dagegen natürlich etwas einzuwenden, aber sein verfluchter Stolz hatte ihn ja überhaupt erst in dieses Chaos gestürzt.

Er setzte sich und schaufelte den Eintopf mit der linken Hand in sich hinein, so schnell er nur konnte, bevor ihm jemand den Teller wieder wegnehmen konnte. Seine Prioritäten hatten sich im Laufe der letzten Monate ziemlich geändert. Er hatte frei sein wollen, doch nicht so frei, dass er sich zu Tode hungerte,

dass er aus jeder Stadt und jedem Dorf und jedem Gasthaus vertrieben wurde, weil sein Gesicht aussah, wie es eben aussah, und seine Stimme klang, wie sie klang. Er wollte nicht so frei sein, dass man ihn überall hasste.

»Also, Petri, was ist dir lieber? Ein Job bei mir oder da draußen erfrieren, wenn dieser Haufen dich nicht vorher umbringt?«

Er beobachtete ihr Gesicht – diese Intensität, diese unbewegte Miene – und hatte den Eindruck, dass ihr Angebot ehrlich klang.

»Komm mit mir, und sie werden nie wieder wagen, dich anzurühren«, sagte sie, als sie sein Zögern bemerkte. »Zeig meinen Mädels und Jungs, wie man richtig kämpft. Du kriegst so viel Suppe, wie du essen kannst, und niemand wird noch mal Hand an dich legen. Denn ich wette, das haben sie getan, oder? Bei dem Gesicht ...«

Hitze schoss in das, was von Petris Gesicht geblieben war. Er schämte sich dafür, dass er es zugelassen und sich nicht gewehrt hatte. »Ja« war alles, was er sagte.

»Natürlich haben sie das. Ich weiß das, verstehst du, weil sie dasselbe mit mir gemacht haben wegen meiner Narbe im Gesicht. Die Leute fürchten sich davor, habe ich begriffen. Sie fürchten die Entstellung und jene, die sich damit zeigen, und sie greifen an, was sie fürchten. Aber ich habe meinen Platz gefunden, einen Nutzen für diese Furcht. Ich weiß sie für mich einzusetzen. Vielleicht findest auch du deinen Platz und einen Nutzen für die Furcht, die sie vor *dir* haben. Vielleicht bekommst du sogar Gelegenheit, dich an all den erbärmlichen Bauern zu rächen, die dich nicht in ihr Haus ließen, die dich vertrieben haben, die dich im Stich ließen. Für dich gibt es einen Platz in meiner Bande Ausgestoßener.«

Petri hörte auf, das Essen in sich hineinzuschaukeln, und starrte auf die Suppe. Oh, er würde dafür bezahlen, auf die eine oder andere Weise, wie sie gesagt hatte. Aber es gab sonst keinen Ort, keinen Menschen und keine Möglichkeit, wenigstens so etwas Ähnliches wie ein Leben zurückzubekommen und vielleicht sogar Rache zu nehmen – ja, die Aussicht war verlockend.

Eneko war tot, aber andere nicht. Kass – der Name kam ihm unwillkommen in den Sinn, er stieg mit einer Welle der Wut in ihm auf –, sie hatte ihn im Stich gelassen und diesem Leben hier überantwortet, diesem Gesicht, dieser Hand, diesem Schicksal, gefürchtet zu werden, wohin auch immer er ging. Er konnte bestenfalls hoffen, toleriert zu werden, viel häufiger aber wurde er verprügelt. Der alte Petri war schwach und weich gewesen. Vielleicht konnte der neue stark werden, wenn sich ihm die Gelegenheit bot.

Er schenkte Valentian – Narbe, sagte sie später, nenn mich Narbe – ein knappes Nicken, das alles schien, was er gerade zustande brachte, und dann widmete er sich wieder der Suppe und wollte lieber nicht darüber nachdenken, dass er so tief gesunken war und der Preis für seine Seele nur noch eine Schüssel Suppe war.